

# Inhalt

Prolog _____	7
Ein Blick zurück _____	9
Vom Flüchtlingslager zu den Obstplantagen Kalabriens _____	11
Vor dem Ende der Saison _____	16
Erste Hauptsaison _____	72
Sommer _____	118
Zweite Hauptsaison _____	129
Nach dem Ende der Saison _____	145
Dritte Hauptsaison _____	174
Regenzeit _____	192
Vierte Hauptsaison _____	195
Vor dem Beginn der Saison _____	207
Ein neues Gesicht der Sklaverei in Europa _____	226
Epilog _____	231

## Vor dem Ende der Saison

FEBRUAR 2012

### Im Umland von Crotone

Der Flughafen von Lamezia Terme liegt am Rande der großen Zitrusplantagen der fruchtbaren Ebenen an der tyrrhenischen Küste Kalabriens.

Es ist ein kalter Februarvormittag 2012, dem Jahr, in dem Italien bis in den Süden im Schnee versinkt, und ich bin froh, dass es hier nur nieselt. Im Laufe des Nachmittags beginnt es immer mehr zu regnen, und es kühlt merklich ab. Es ist grau und trostlos.

Meine Kollegin und ich wollen zuerst nach Crotone fahren. Hier befindet sich das größte Identifizierungs- und Abschiebezentrum Italiens. Um uns die Gegend langsam zu erschließen, nehmen wir die Nebenstraße Richtung Catanzaro. Die Orangenbäume hängen voll mit reifen Früchten. Wir fahren zehn Kilometer, dann hört die Straße unvermittelt einfach im Niemandsland auf. Ein paar hundert Meter weiter ist die Brücke, die über ein breites Flussbett führt, eingestürzt. Wir wenden und fahren über die Kraftstraße zur ionischen Küste, die der tyrrhenischen Küste gegenüber liegt.

Kalabrien ist bis heute ein Auswanderungsland, denn die Arbeitslosigkeit und die Korruption sind hoch, die Möglichkeiten gering, der Tourismus wenig entwickelt. Die 'Ndrangheta, der man nachsagt, neben dem europäischen Kokainhandel auch weite Teile der Gesellschaft in Süditalien zu kontrollieren, ist allgegenwärtig. Der Verfall und die Abwesenheit des Staates sind überall spürbar. Ganze Dörfer liegen verlassen, die Mehrzahl der Häuser ist entweder verfallen oder nie über den Rohbau hinausgewachsen. Den Menschen sieht man die Armut an.

Die Landschaft um Crotone ist von der Landwirtschaft geprägt: Zitrusfrüchte, Olivenplantagen, und in der Dämmerung habe ich den Eindruck, dass es Weiden gibt. Tags darauf erfahre ich, dass es

Fenchelplantagen sind. Fenchel wächst hier gut und kann schon nach drei Monaten geerntet werden.

Crotone liegt auf einer Landzunge und besteht überwiegend aus billig errichteten Mietskasernen, auf deren Loggias sogar im Regen Wäsche hängt, und an jeder Loggia hängt eine Satellitenschüssel. Die Stadt erscheint arm und ohne Charme und trotz der 80.000 Einwohner verschlafen. Es gibt kaum alte *palazzi* oder einen *corso*, wie ihn die meisten italienischen Städte haben. Neben den Müllcontainern türmen sich meterhoch die Müllsäcke, und der Wind und der Regen verteilen den Dreck noch zusätzlich. Straßenhunde suchen darin nach Fressbarem.

Es ist dunkel, als wir zum Flughafen von Crotone in Sant' Anna kommen. Man erkennt das direkt gegenüber gelegene Identifizierungs- und Abschiebelager schon von Weitem an den meterhohen Zäunen mit Stacheldraht und den grellen Scheinwerfern. Man würde es für einen Militärstützpunkt halten, wären nicht die Fußgänger, meist *Schwarzer* Hautfarbe, die in abgetragenen Anoraks aus der Kleidersammlung an der vielbefahrenen Schnellstrasse entlanggehen, mit tief ins Gesicht gezogenen Mützen. Mehrere Monate werden die Geflüchteten hier festgehalten, während ihr Aufenthaltsstatus geklärt wird. Arbeiten dürfen sie nicht. Nur Unterkunft und Verpflegung stehen ihnen zur Verfügung. Die Nähe zum Flughafen, der außer den Abschiebeflügen und den Verlegungsflügen aus Lampedusa zu dieser Jahreszeit nur einen täglichen Flug aus Rom und Milano abfertigt, hinterlässt einen bitteren Beigeschmack.

Wir übernachten in einem *agriturismo* – einer Unterkunft, die Urlaub auf dem Bauernhof anbietet. Die Zufahrt wird von Palmen gesäumt, hinter denen eine Olivenplantage anschließt. Das Zimmer bleibt die ganze Nacht kalt, obwohl der Mann die elektrische Klimaanlage einschaltet, doch deren Heizkraft richtet wenig aus gegen die feuchte Kälte.

Am nächsten Morgen erzählt der Vermieter stolz, Crotone habe nicht nur eines der größten Meeresnaturschutzgebiete und den größten Windmühlenpark Europas, sondern auch das größte Identifikations- und Abschiebezentrum Europas. 400 Leute aus der

Umgebung haben in dem Lager Arbeit gefunden. Er scheint diesen positiven Impuls für die Region höher zu schätzen als eventuell zu befürchtende Nachteile durch die Anwesenheit der Migranten und Migrantinnen, wie sie oft in der Öffentlichkeit als Schreckgespenster in den Raum gestellt werden, wenn Geflüchtete angesiedelt werden sollen. Der Soziologe Cleto Corposanto von der Universität Catanzaro erklärt die Überrepräsentation von Flüchtlingslagern im Süden vor allem damit, dass Regierungen an peripheren, ökonomisch benachteiligten Orten mit Plänen für ein Flüchtlingszentrum mit weniger Widerstand rechnen können als in Gegenden mit größerem ökonomischem Selbstbewusstsein, die im Falle Norditaliens mit der secessionistischen und rassistischen Partei *Lega Nord* zudem ein mächtiges Sprachrohr haben. Ein großes Lager für männliche Geflüchtete durchzusetzen sei in Norditalien kaum denkbar, wo die *Lega Nord* schon gegen „weiche“ Frauenlager auf die Barrikaden gehe. Darüber hinaus liegt die Vermutung nahe, dass die Geschlechtertrennung nach Orten – viele Männerlager befinden sich im Süden, während ein Großteil der Frauenlager sich im Norden befindet – die Hinführung zu geschlechtsspezifischen Arbeitsmärkten begünstigt. Der Süden hat einen hohen Bedarf an manueller Arbeitskraft in der Landwirtschaft, während im Norden vor allem Pflegekräfte gebraucht werden. Darüber hinaus landen viele Frauen in Norditalien in erzwungener Sexarbeit. Doch der Vermieter bleibt am Ende ambivalent: Er rechnet vor, die Flüchtlinge bekämen zweimal am Tag zu essen. Je 2.000 Mahlzeiten, 4.000 am Tag, das würde alles Geld kosten, Geld, das alle Europäer und Europäerinnen zahlen müssten.

In der Bar vor dem Flughafen, die genau vor der Eingangspforte des Lagers liegt, trinken wir Kaffee. Es kommen immer wieder Polizisten herein. Ein paar *Afrikaner* verlassen das Lager. Einer schiebt einen alten Kinderbuggy vor sich her, den er als Transportwagen benutzt. Umständlich wickelt er sich aus Plastiktüten zwei Handschuhe.

Ich komme mit einem Mann ins Gespräch, dem der linke Arm fehlt. Er kommt aus Sri Lanka. Wir können uns kaum verständigen. Er sagt, er sei seit fünf Monaten im *campo*, und dass er über die Tür-

kei nach Italien gekommen sei. Ich frage ihn, wohin er unterwegs ist. Er bekreuzigt sich und sagt „*Church*“. Er fragt, wo ich herkomme, ich sage ihm, „Luxemburg, in der Nähe von Belgien, Frankreich und Deutschland.“ Er fragt, wie das sei, ob er wirklich ohne Papiere nicht nach Deutschland reisen könne. Ich sage, dass es verboten und daher sehr schwierig sei. Er ist enttäuscht. Ich bin schockiert darüber, über wie wenig Informationen er verfügt. Die sprachliche Unterstützung in den *centri* ist völlig unzulänglich, denn selbst wenn eine ordentliche Information auf Englisch gewährleistet würde – was nicht der Fall ist –, würden Menschen wie dieser Mann nicht ausreichend verstehen können. Dabei geht es um für sie lebenswichtiges Wissen. Er wirkt auf mich schicksalsergeben, vermutlich ist er aber nur nicht in der Lage, die wenigen Informationen, die er hat, realistisch mit seiner Geschichte und seinen Chancen zu verknüpfen.

Wir fahren auf der Staatsstraße nach Süden, an einer kleinen Gruppe Fußgänger vorbei, um uns von hinten dem Lager zu nähern. Wir nehmen den ersten Erdweg, der nach rechts abzweigt. Er führt nicht sehr weit, vorbei an einem kleinen, aufgegeben wirkenden Kiesbetrieb zu den Gerippen eines ehemaligen Gewächshauses, das mit dem Namen *Paradise Gardencenter* auf einem Plakat wirbt. In einiger Entfernung dahinter liegt inmitten von Feldern ein notdürftig umfunktionsiertes, marodes Stallgebäude. Es ist niedrig, und vor jeder der kleinen, vergitterten Fensteröffnungen hängt eine Satellitenschüssel. Auch eine kleine, unverputzte Behausung nebenan, die mit Wellblechplatten abgedeckt ist, ist bewohnt. Auf der Terrasse stehen mehrere Gegenstände, die in Gebrauch zu sein scheinen, ein klappriger Tisch, eine Wäschespinnne, ein Stuhl. Auf einer improvisierten Wäscheleine sind Hosen und Pullover zum Trocknen aufgehängt. Vor dem kleinen, halb verfallenen Haus parkt ein alter Kleinwagen mit polnischen Kennzeichen. Oft sind männliche Erntearbeiter aus osteuropäischen Ländern als Vorarbeiter der *Afrikaner* eingeteilt. Auch auf den untersten Stufen der Ökonomie der Ausbeutung bleiben die Grenzen von Klasse und Hautfarbe wirksam.

Es gießt in Strömen und wir müssen im Zickzack fahren, um die riesigen Pfützen zu umfahren, von denen man nie weiß, wie tief sie

sind und ob sich darunter Schlaglöcher verbergen. Die hügelige Landschaft zum Meer könnte schön sein, wenn sie nicht durch die überall verstreuten unfertigen Rohbauten mit aus den Ecken ragenden Baustahlbewehrungen verunstaltet würde. Die modernen, großen Windmühlen mit ihrem lauten Surren stehen in Kontrast zu den verlassenem und verfallenen Keuschen, die zu ihren Füßen stehen.



© Foto G.R.

Viele Felder sind mit Plastikplanen bedeckt, die im Wind flattern. Überall hängen Fetzen von Plastik, und überall türmt sich Müll; alte Fernseher, Kühlschränke und Sofas liegen in den Straßengraben. Ein Rohbau steht auf Stelzen auf einem schönen Baugrund mit Meerblick, aber seit Langem werden die Bodenplatte und die unmittelbare Umgebung als Müllhalde genutzt. Im ganzen Ort findet sich angewehter Müll, und direkt neben der Uferpromenade hat jemand Bauschutt abgelagert. Entlang der Staatsstraße liegt ein lang gezo gener Autofriedhof, von der Art, wie es sie bei uns seit Jahrzehnten



© Foto G.R.

nicht mehr gibt, mit gestapelten Rostlauben aus den 1960er Jahren, die komplett überwuchert sind, direkt unterhalb der Wohnhäuser.

Wir beziehen ein Hotel im Zentrum von Crotona. Es liegt im Erdgeschoss eines großen Mietshauses unweit des Meeres. Wenigstens verfügt es über eine Zentralheizung. Punkt 18 Uhr beginnt nebenan eine Bar zu brummen. Die Gischt peitscht an den Wellenbrechern mehrere Meter hoch. Es ist stürmisch und kalt, das Meer laut und wild. Im Hotelflur riecht es nach Haschisch.

\*

Im Februar wird in diesem Teil Kalabriens der Fenchel geerntet. Immer wieder sehe ich auf den Feldern Gruppen von *Afrikanischen* Männern, die unter Aufsicht eines *Weißem* Vorarbeiters gebückt und auf Knien die Knollen in Kisten sammeln, die direkt auf große Sattelschlepper verladen werden, die mit hochgeklappter Plane mitten in den Fenchelfeldern stehen. Ein paar Autos stehen dabei, auch ein

Minibus. Ein Schäfer treibt seine Schafe über das Feld. Der Duft des frischen Fenchels erfüllt die ganze Umgebung.

Am Rande der viel befahrenen Staatsstraße, etwa zwei Kilometer hinter dem Lager, geht wieder der junge *Afrikaner*, der den alten Kinderwagen vor sich herschiebt. Ich halte an. Ich steige aus und grüße ihn. Sein Gesicht hellt sich auf, als ich ihm anbiete, uns auf Französisch zu unterhalten. Er ist kaum 25 Jahre alt. Er hat den Senegal 2009 verlassen, um in Libyen zu arbeiten. Seine Frau und ihre beiden gemeinsamen Kinder hat er im Senegal zurückgelassen. In Libyen gebe es viel Arbeit, erzählt er, er habe gut verdient, habe ausreichend Geld nach Hause schicken können und sei zufrieden gewesen. Aber als letztes Jahr der Krieg begonnen habe, sei es immer schwieriger geworden. Als die Bomben anfangen, zu fallen, sei er in Todesangst nach Lampedusa geflüchtet. Er wiederholt mehrmals, dass er niemals nach Europa habe kommen wollen. Im Gegensatz zu Libyen dürfe er hier in Italien nicht arbeiten. Er fragt, wo ich herkomme, und ob es dort Arbeit gibt. Ich sage, dass ich aus Luxemburg komme. Er sagt: „Zwischen Luxemburg und Belgien sind doch die Grenzen offen, oder? Mich hat ein Freund angerufen, der auch aus dem Senegal kommt, und der vor ein paar Wochen von hier aus dem Lager nach Belgien aufgebrochen ist. Er hat schon eine Arbeit gefunden. Ich hoffe, dass ich auch bald nach Belgien kann.“

Dieser senegalesische Arbeiter aus Libyen ist dazu gezwungen, arbeitslos und untätig einer „Großzügigkeit“ zu harren, die er sich nicht erbeten hatte, auch wenn oft genau solch eine Berechnung pauschal allen Migranten und Migrantinnen unterstellt wird. Er ist zu einem ganz realen Kriegsflüchtling geworden. Aber hier stehlen sie ihm nur seine Zeit.

Viele der Männer aus afrikanischen Ländern, die ich in den kommenden Jahren in Süditalien kennen lerne, hatten als Gastarbeiter in Libyen, manche sogar in Syrien Arbeit und wohnten in menschenwürdigen Verhältnissen. Sie konnten regelmäßig Geld zu ihren Familien schicken – bis der Krieg ausbrach, und sie keine andere Wahl hatten, als sich auf den Weg nach Italien zu machen. Von Europa geträumt haben sie nie.

### Libyen vor dem Krieg

Ich lerne in den kommenden Jahren viele Menschen kennen, die – bereits vor Ausbruch des Krieges in Libyen – von den Auswirkungen betroffen waren, die das bilaterale Freundschaftsabkommen zwischen Italien und Libyen zeitigte, das Silvio Berlusconi im Jahr 2009 persönlich mit Muammar al-Gaddafi unterzeichnet hatte. Im Gegenzug zur italienischen Finanzierung großer Infrastrukturprojekte in Libyen und der Entschuldigung für zugefügtes koloniales Unrecht verpflichtete sich al-Gaddafi, gegen die Ausreise potentieller Migranten und Migrantinnen vorzugehen, und erlaubte es Italien, Patrouillen in libyschen Hoheitsgewässern zu fahren. Die libysche Polizei führte ihrerseits wahllos Razzien in den Hafenstädten durch, im Zuge derer sie zahlreiche Menschen nur aufgrund ihrer Hautfarbe verhaftete. Ohne Anklage und ohne Anhörung landeten sie für Monate oder länger als ein Jahr in überfüllten, oft improvisierten Gefängnissen, in denen entsprechend desolate hygienische Zustände herrschten. Dort waren sie Misshandlungen ausgesetzt, Frauen verschwanden regelmäßig und wurden erst Tage später von den Wachleuten zurückgebracht. Nach der Entlassung, die genauso plötzlich erfolgen konnte wie zuvor die Verhaftung, machten sich viele der Betroffenen überhaupt erst auf den Weg nach Europa, um nicht nochmals zu riskieren, in die gleiche Hölle zu geraten, der sie gerade entkommen waren.

Die wiederkehrenden Bemühungen der Länder der Europäischen Union, die Grenzen weiter auszulagern – in Länder, die den Schutz der Menschen, die sie im Auftrag Europas einsperren, keinesfalls garantieren können oder wollen –, nehmen diese Zustände billigend in Kauf.

Der Mann mit dem Kinderwagen ist auf dem Weg ins Nachbardorf, um Lebensmittel einzukaufen. Das sind von hier aus noch vier Kilometer. Ich biete ihm an, den Kinderwagen zusammenzufalten und ihn mit dem Auto mitzunehmen. Er freut sich, aber es gelingt uns nicht, den eingerosteten Klappmechanismus zu betätigen. Es tut mir unendlich leid, als wir resigniert feststellen müssen, dass der Kinderwagen auf keinen Fall in das kleine Auto passen wird. Der Mann drückt mir fest die Hand und versichert, dass es nicht schlimm sei.

## Gäste

Im großen Busbahnhof von Crotona, von wo aus neben Regionalbussen auch Langstreckenbusse in fast alle italienischen Großstädte verkehren, tummeln sich viele Schüler und Schülerinnen. Im ersten Stock befindet sich ein kleines Shoppingzentrum. Zwei *Schwarze* Männer in meinem Alter streifen um die Bussteige herum, sie scheinen kein richtiges Ziel zu haben. Der eine hat eine Mappe in der Hand, wie man sie bei Tagungen und Kongressen manchmal bekommt. Er wirkt elegant und reif, ein schöner Mann. Der andere wirkt jugendlicher. Ich lächle die beiden an und wir kommen ins Gespräch. Sie erklären, dass sie heute einen Termin bei der Polizeidienststelle hatten, wo ihr humanitäres Bleiberecht um ein Jahr verlängert worden ist. Es ist das vierte Mal, dass sie die Verlängerung bekommen. Fünf Jahre, in denen ihre Zukunft unsicher blieb und Perspektiven unmöglich waren. Wegen des Termins bei der Polizei konnten sie heute nicht arbeiten gehen.

Sie sind erleichtert über meinen Vorschlag, sie nach Hause zu fahren. Gemeinsam gehen wir durch die große Halle des Busbahnhofs. Ich sage: „So viele junge Leute hier!“ Joseph sagt, es sei kein Wunder, dass die Italiener und Italienerinnen keine Fremdsprachen könnten, wenn sie nur so selten zur Schule gingen.

Meine Kollegin hatte im Auto gewartet. Nun fahren wir zu viert in das zehn Kilometer entfernte Dorf Isola di Capo Rizzuto. Im Auto verbreitet sich angenehmer Duft. Beide sind gepflegt und in einem modisch-jugendlichen Stil gekleidet, rasiert und parfümiert. Joseph und Kojo freuen sich, dass heute zum ersten Mal in all den Jahren *Weißer* mit ihnen Englisch sprechen. Dass wir sie außerdem mit dem Auto mitnehmen, scheint für sie an ein Wunder zu grenzen. Ich bin darüber betroffen, denn es erschien mir so selbstverständlich. Joseph erzählt, dass außer den *Afrikanern* auch viele Rumänen und ein paar Rumäninnen auf den Feldern arbeiten, und dass die es leichter haben als sie, weil sie besser Italienisch sprechen können, und weil die Bauern mit ihnen eher sprechen. Sie führen es auf die helle Hautfarbe zurück.

Sie laden uns ein, sie in ihrer Wohnung zu besuchen, die sie sich

mit einem weiteren Mann aus Ghana teilen, der heute bei der Arbeit ist. Wir kurven durch die engen Gassen des schmucklosen Dorfes, stellen das Auto neben anderen wild geparkten Autos ab und folgen den beiden ins Haus. Es ist eine Einliegerwohnung in einem gewöhnlichen Reihenhaus, wie sie in süditalienischen kompakten Dorf- und Stadtkernen häufig anzutreffen sind.

Innen ist es dunkel, weil die Fensterläden wegen der Kälte geschlossen sind. Beide behalten ihre Winterjacken und Schuhe an, denn es ist kaum wärmer als draußen. Den offenen Kamin, die einzige Heizmöglichkeit, haben sie gegen die Zugluft mit Decken verhängt, weil sie sich das Brennholz nicht leisten können. Das Mobiliar des Wohnzimmers besteht aus zwei durchgesessenen Sofas, einem kleinen Tisch mit drei Stühlen und einem alten Fernseher, den sie nicht benutzen, um Strom zu sparen. Zum Schlafen teilen sie sich einen weiteren Raum. Aus dem Wohnzimmer kann man durch ein früheres Oberlicht, das nur notdürftig mit einem Karton zugenagelt worden ist, in der Nachbarwohnung hören, wie die Frau des Vermieters das Geschirr abwäscht. Zwei Bügeleisen stehen auf dem Boden, mit den Bügelflächen in den Raum gedreht. Bei extremer Kälte werden sie als Heizung genutzt. In einer Mehrfachsteckdose stecken ihre Handyladegeräte. Aus diesem Eingangs- und Wohnraum, der in der Hälfte über eine marmorgeflieste Stufe zwei getrennte Wohnbereiche markiert, gehen zwei geschlossene Türen ab: eine in die Küche, die andere ins Bad und ins Schlafzimmer. Neben der Eingangstür hat sich ein großer Schimmelfleck gebildet, und an den Wänden sieht man noch deutlich die Schatten der Möbel, die früher in der Wohnung standen.

Die beiden bieten uns das Sofa an, Joseph setzt sich ebenfalls an den Rand des Sofas, Kojo setzt sich auf einen Stuhl auf der höheren Stufe. Wir sitzen lange zusammen. Die beiden erzählen viel, und sie scheinen gar nicht das Bedürfnis zu haben, viel über uns zu erfahren. Vor allem Joseph möchte seine Lebenssituation zur Sprache bringen.

Die drei Männer arbeiten als Hilfsarbeiter für einen Agrarunternehmer, zu einem Tageslohn von nur 30 Euro für acht bis zehn Stunden Arbeit am Tag. Den Lohn bekommen sie am Monatsende in bar

ausbezahlt, aber nur für die tatsächlich geleisteten Arbeitstage, denn nicht jeden Tag ruft der Arbeitgeber sie an. Die gebückte Arbeit auf den Feldern beschreiben sie als sehr hart. Mit dem Geld können sie nur das Lebensnotwendigste, nämlich Miete und Strom begleichen, immerhin 340 Euro, und Lebensmittel kaufen, manchmal eine Telefonkarte von fünf Euro, mit der man 18 Minuten nach Ghana telefonieren kann, und in guten Monaten die nötigsten Kleider und Schuhe bei dem chinesischen Billigladen im Ort.

Joseph bereut heute bitter, dass er nach Europa gekommen ist. In Ghana sei er Taxi gefahren und habe 45 Euro am Tag verdienen können, und mit seiner Frau leben können, zusammen essen, miteinander sprechen, seine Töchter sehen, die schon zehn und acht Jahre alt sind. Er ist stolz auf die beiden, weil sie gut lernen in der Schule. Seine Frau arbeitet in ihrem kleinen Kleidergeschäft, um den Lebensunterhalt zu verdienen. Nur selten hat er die Möglichkeit, ihnen über eine Geldtransferagentur zwanzig Euro zu schicken. „In Ghana habe ich nicht viel nachgedacht. Hier kann ich nachts nicht schlafen, ich denke immer an meine Familie.“ Die Frage, ob sein Leben denn in Ghana in Gefahr gewesen sei, verneint er. Es habe keine Bedrohung gegeben, reichlich zu essen, viele Möglichkeiten, einen Job zu finden und die Familie zu ernähren. Es scheint der europäische Traum gewesen zu sein, der diese beiden Männer angetrieben hat.

Seit fünf Jahren sind die beiden in Italien. In Libyen arbeiteten sie acht Monate auf dem Bau als Hilfsarbeiter, um das Geld für die Überfahrt mit dem Boot nach Lampedusa aufzubringen. Hier lernten sich die beiden kennen. Die Überfahrt nach Lampedusa dauerte 24 Stunden und war für beide traumatisch. Joseph sagt, er wäre niemals nach Europa aufgebrochen, wenn er die Bedingungen der Reise im Voraus gekannt hätte. Von den 76 Menschen an Bord kamen bei schwerer See sechs um. Von einem Polizeischiff wurden die anderen gerettet und ins Auffanglager Lampedusas gebracht. Nach einer knappen Woche wurden sie ins Lager nach Crotona ausgeflogen. Sie waren dort fast zwei Jahre, in der Wartezeit auf die Entscheidung lebte Joseph auch in Neapel. Nun ist er seit zwei Jahren wieder zurück in der Gegend.